

Moralische Erzählungen und kleine Romane

Daß eine moralische Unterweisung der Kinder nicht in der Vermittlung bloß abstrakter Grundsätze und Regeln bestehen dürfe, gehört zu den Grundeinsichten aufklärerischer Pädagogik. Der Moralunterricht bleibt für sie ohne Wirkung, wenn die sittlichen Lehren nicht in Anschauung umgesetzt und in Erzählungen eingekleidet werden. »Die moralischen Regeln«, so heißt es in Basedows »Methodenbuch«: »wenn sie nicht durch Erzählung bestätigt werden, beschäftigen nur den Verstand, aber nicht zugleich die Einbildungskraft. Solche Vorstellungen aber haben in der Seele weder eine starke noch eine dauerhafte Wirkung; sie werden leicht vergessen [...] Hingegen, wenn die Regeln durch Erzählungen bestärkt werden: so finden sie leichtern Eingang in die Tiefe der Seele, in das Herz des Menschen.« Zudem gehört die Erzählung neben dem Spiel zu den angenehmsten Unterhaltungen der Kinder; sie ermöglicht es, die moralische Unterweisung spielerisch zu gestalten. Die Entwicklung und formale Ausgestaltung des Mediums der Kindererzählung gehören denn auch zu einer der wichtigsten Leistungen aufklärerischer Kinderliteratur, auch wenn sie hierin den Rahmen didaktischer Gebrauchsliteratur kaum überschreitet. Der Struktur nach handelt es sich stets um moralische Beispielerzählungen, die ihre Vorläufer sowohl in den »Exempeln« der antiken Rhetorik wie in den biblischen Gleichnissen und den Predigt-Märlein des späten Mittelalters finden. Stets geht es um die leicht durchsichtige Veranschaulichung eines praktischen oder moralischen Grundsatzes, der häufig noch in Spruchform nachgereicht wird, wenn er nicht schon in der Überschrift steht. Rätsel also geben diese Stücke nicht auf – wollen sie auch nicht, ebenso wie es ihnen nicht um die Gestaltung plastischer, konkreter Individuen geht. Sie gehen ganz in der Funktion der Veranschaulichung vorgegebener Maximen auf. Dennoch zeichnen sich weiterführende Ten-

denzen ab: Bisweilen wird ein »Laster«, um dessen Veranschaulichung es geht, in der Biographie eines Menschen psychologisch differenzierter verankert, so daß die Erzählung schon Züge eines kleinen Entwicklungsromanes annimmt (Adolf, der Lügner). Auch kann hier der Durchbruch zu einer stärker realistischen Erzählweise gelingen.

JOHANN CHRISTOPH ADELUNG (Hrsg.)

Leipziger Wochenblatt für Kinder.

(1773)

[115] *Der tugendhafte Straßenräuber.
Eine Erzählung*

In Frankreich liegt an der stolzen Seine eine Stadt, die durch ihre Artigkeit und durch ihre beliebten Moden alle Völker unumschränkt beherrscht; Paris heißt ihr entzückender Name, den der nachahmende Deutsche eben so willig als der Franzose anbetet. In dieser Stadt, dem Aufenthalte der Ueppigkeit, gieng einst ein großer [116] Gelehrter zur Zeit, als das heisere Horn des Nachtwächters die einsamen Gassen durchtönete, um sich aus einer Gesellschaft guter Freunde nach Hause zu begeben. Ein einziger Diener begleitete ihn. Plötzlich setzte ihm ein unbekannter Mensch das Pistol auf die Brust, unter der Bedrohung, sein Geld herzugeben, oder zu sterben. Freund! hub der Gelehrte unerschrocken an, ihr kommt unrecht an, bey mir werdet ihr nicht reich werden. Ich besitze nur drey Pistolen, und die will ich euch gerne geben. Er gab sie, und jener gieng ohne ein Wort zu sagen fort. Johann, sagte unser Gelehrter, geht diesem Menschen heimlich nach, ich muß wissen, wo er wohnt; er versteht sein

Handwerk sehr schlecht, er zitterte, da er mir das Pistol auf die Brust setzte, und ich las in seinem Gesichte die deutlichste Verwirrung. Johann gieng. Der Räuber zufrieden mit seinem Gewinn, nichts weniger besorgt, als daß man ihm nachstellte, kreuzte einige Gassen durch, und kaufte bey einem Becker Brod. Er nahm sein gekauftes Brod unter seinen durchlöcherten Mantel, stieg in einem alten Hause vier Treppen unters Dach, wo in einer elenden Stube vier unerzogene Kinder entkräftet auf dem Boden lagen, und ihre weinende Mutter, die auf den Knien lag, und gegen Himmel rief, um Brod anschrien, sie vom Tode zu retten. Erbärmlicher Anblick? Da, sagte er, und warf mit edlen Unwillen das Brod auf die Erde, da eßt, stillt euren Hunger, aber morgen werdet ihr mich hängen sehen. Euere Klagen durchschnitten mir das Herz; euer Elend zwang mich, ein Straßenräuber zu werden; euch das Leben zu fristen, muß ich das Leben verlieren. Ach Gott, wie schaudert mein Herz! Schöpfer der Menschen, warum läßt du mich so tief in den Staub fallen, daß ich ein Lasterhafter werden muß! Jetzt denke ich mir meine That in ihrer ganzen Schande. Soll ich noch mein elendes Leben durch einen entsetzlichen Tod beschimpfen?

Johann sahe diese rührende Scene, gieng voll Wehmuth fort und erzählte seinem Herrn die gesehene Geschichte. Kaum brach der Tag an, als dieser großmüthige Mann unter Anführung seines Johanns zu dem Hause kam, wo der Räuber wohnte. Er stieg mühsam die Treppen hinauf, klopfte an, und gieng plötzlich hinein. Der Räuber saß auf einem hölzernen Schemel und flickte Schuh. Nichts ist schrecklicher als ein böses Gewissen. Ein rauschendes Blatt – und es zittert; wie heftig muß es nicht bey dem seyn, der es noch nicht [118] unterdrückt hat, mit dem es noch kämpft? Bey dem Anblicke dieses Gelehrten überfiel ihm Todesangst; er ward blaß, kalt, seine Knie wankten, das Blut verließ ihn, und er warf sich beschämt zu seinen Füßen. In dieser Person sahe er den Tod, den schrecklichsten Tod und alle Schande der Erde

vor sich stehen. Gnädiger Herr, fieng er schamroth an, erbarmen Sie sich meiner, oder wenigstens meiner elenden Kinder! Ich entsetze mich vor dem Laster, das ich, ich Gottloser unternahm, aber unternehmen mußte. Ach meine zu bejammernden Kinder! da lagen sie um mich herum, ausge mergelt vor Hunger, den bleichen Tod auf ihren Gesichtern, und schrien um Brod und Rettung ihres Lebens. Wenn Sie ein Vater sind, wenn Sie die Macht der Liebe, das Entsetzliche des Hungers kennen, so werden Sie meinen Schmerz ganz fühlen. Denken Sie sich in meine Lage, und denn urtheilen Sie. Ich gieng, verfluchter Gang! ich gieng, von den quälenden Vorwürfen meiner Frau getrieben, durch das jämmerliche Geschrey meiner Kinder erweicht, mir Unterhalt zu verschaffen, und zwar, wenn es nicht anders seyn könnte, auch mit Gewalt, um nur noch einige Tage ein kümmerliches Leben zu fristen, das ich nun schimpflich beschliessen muß. Wenn Bitten Sie erwei-[119]chen können, so schenken Sie meinen elenden Kindern, meiner verlassenen Frau, ihren Versorger und ihren Vater! Hier fielen ihm alle weinend zu Fuße. Länger konnte sich der Gelehrte nicht halten. Das Mitleiden bestritt ihn zu heftig. Steht auf, mein Freund, fieng er an, steht auf, meine Kinder und lebet. Ich sehe noch einige Reste der Tugend in euch, und diese verdienen Unterstützung. Ich komme nicht euch unglücklich, sondern glücklich zu machen. Nehmt, sagte er, und warf einige Louisdor auf den Tisch, nehmt, sagte er, dieses Geld, kauft euch Leder und arbeitet. Gebt euren Kindern durch euer Leben kein böses Beyspiel, zieht sie zur Tugend, zu redlichen Bürgern auf. Bittet Gott um Vergebung, und lebt künftig als ein ehrlicher Mann. Dadurch könnt ihr den Schandfleck wieder auslöschen, den ihr eurem Namen eingebrannt habt. An mir sollt ihr den verschwiegensten Menschen finden. Lebt wohl, befolgt meinen Rath, so werdet ihr glücklich werden. Er gieng – der Mörder stand auf, versprach Besserung, und dankte ihm mit weinenden Augen.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder vom dritten bis zehnten Jahr in kleinen Geschichten.

(1783)

[26]

Der Klapperstorch.

Christianchen kam neulich zu Dorchchen, und sagte: der Klapperstorch hat mir ein kleines Schwesterchen gebracht. Wer hat dir denn, antwortete Dorchchen, solch Zeug weiß gemacht? Kann denn ein Vogel Kinder und Menschen bringen? Unsere Cathrine, sagte Christianchen, hat mirs so vorgesprochen. Aber glaubst du denn das, erwiederte Dorchchen?

Höre zu, ich will dirs wieder sagen, wie michs Väterchen gelehrt hat. Die kleinen Kinder sitzen nicht im Teiche oder im Wasser, wie die Frösche. Der Klapperstorch bringt sie auch nicht. Das ist ein Vogel mit langen Füßen und Schnabel, daß er im Wasser gehen, und die Frösche und Fische von unten herauf holen kann. Man spricht uns [27] Kindern das nur so vor, weil sichs nicht für uns schickt, und wir es auch noch nicht verstehen, wie die kleinen Kinder in die Welt kommen.

Der liebe Gott, als der Schöpfer und Erhalter aller Kreaturen, sagte mein Vater, läßt sie als Menschen von Menschen geboren werden, und schenkt sie den Aeltern. Die Mutter giebt ihnen die erste Nahrung aus ihrer Brust. Die haben wir auch bekommen, da wir noch so einfältig und hilflos wie die jungen Hunde waren. Ach du lieber Gott, was sind wir jetzt schon, da wir stehen, hören, gehen, reden, uns besinnen, und unser Butterbrod fordern können! Ich fühle es recht sehr, wie sauer wir den Aeltern werden, und wie viel Gutes sie von unserm ersten Anfange an, da wir noch elender dran waren, als die jungen Thiere, an uns täglich [28] gethan ha-

ben und noch thun. O Christianchen! laß uns das ja erkennen.

Wie gut hat das der liebe Gott für uns eingerichtet, daß er uns den Aeltern gegeben hat, und wir ihre Kinder sind? Wer würde sich sonst unserer annehmen, und uns kleiden, speisen, versorgen und erziehen?

Ha! ha! sagte Christianchen. Das ist ein ganz ander Ding, Dorchchen, was du mir da sagst. Ich habe das vom Klapperstorch auch gar nicht begreifen können. Es hat mir gar nicht in den Kopf gewollt. Ich weiß nun genug: der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß Menschen von Menschen geboren werden. Ja! ja! anders kanns auch nicht seyn. Denn wenn unsere Marie dem Huhne Eyer unterlegt; so kommen die jungen Küchelchen heraus, und keins sagt, daß sie der Klapperstorch bringe.

[29] Du hast Recht, mein Kind, erwiederte Dorchchen. Ein jedes in der Welt bringt seines gleichen hervor, wie wir vor Augen haben. Keine Gans einen jungen Hund, und kein Sperling eine Katze. Laß uns nur nicht zu vorwitzig nach solchen Dingen fragen, die wir noch nicht verstehen. Es schickt sich für uns noch nicht, da wir Kinder sind, und noch viel zu lernen haben. Nur müssen wir uns auch nichts falsches und lächerliches vorsagen lassen.

Moralisches Elementarbuch. Zweyter Theil.

(1783, 2., verb. Aufl. 1787)

[138] *Wie wohl ein Kind thut,
wenn es seinen Eltern und Vorgesetzten gehorsam ist.*

Rudolph war ein gutes Kind. Seine Eltern hatte er lieb, und wurde auch wieder von ihnen geliebt. Er hatte einen kleinen Nachbar, welcher Wilhelm hieß. Dieser bat ihn nun, so oft er ihn sah, daß er ihn doch besuchen möchte, versprach auch, daß er wieder zu ihm kommen wollte. Da wollten sie mit einander spielen und recht vergnügt seyn.

Rudolph hatte große Lust der Einladung zu folgen, und bat seinen Vater sehr oft, ihm den Umgang mit Wilhelm zu erlauben. So oft er ihn aber bat, so oft erhielt er auch abschlägige Antwort. Nun hätte er gern wissen mögen, warum ihm nur der Vater nicht erlauben wollte, mit einem so stillen und freundlichen Kinde umzugehen. Er konnte es aber nie- mahls erfahren. Der Vater sagte allemahl: Du weißt, Rudolph, daß ich dich lieb habe, und nichts von dir verlange, als was dir gut ist, und dir nichts verbiete, als was dir Schaden thut. Du kannst also gewiß glauben, daß ich auch meine guten Ursachen dazu habe, warum ich dich mit Wilhelm nicht will umgehen lassen.

Dabey beruhigte sich denn Rudolph, und gehorchte dem Vater. Wenn ihn Wilhelm zu sich bat, oder sagte, daß er zu ihm kommen wolle, so gab er ihm allemahl zur Antwort: »es geht nicht an, lieber Wilhelm, der Vater erlaubt es mir nicht.«

Da ließ er ihn endlich zufrieden.

[139] Nach etlichen Jahren spürte man eine sehr merkliche Abnahme an Wilhelms Kräften. Sein Wachsthum hörte auf, seine Wangen wurden bleich, er bekam blaue Ringe um die

Augen, ja man merkte sogar deutlich, daß seine Geisteskräfte abnahmen: indem er auch die leichtesten Sachen nicht begreifen konnte.

Rudolph hingegen wuchs empor und wurde schlank, wie eine junge Tanne; sein Gesicht blühte, wie eine Rose; jeder- mann bewunderte seinen Verstand. Da merkte er nun wohl, daß der Vater es gut mit ihm gemeint habe, als er ihm den Umgang mit Wilhelm verbot.

Im zwanzigsten Jahre schrumpfte Wilhelm gar zusammen, und starb unter großen Schmerzen. Und Rudolph wurde ein gesunder und schöner Mann. Er erfuhr nun auch, daß Wil- helm durch heimliche Sünden seinen Leib geschwächt und seine Gesundheit zerstört habe, und daß er von diesen Sün- den ebenfalls würde angesteckt worden seyn, wenn ihm der Vater erlaubt hätte, den elenden Knaben zu besuchen.

Da wurde er so gerührt, daß er weinen mußte. Er suchte seinen lieben Vater auf, umarmte ihn, und weinte an seinem Halse. »O mein Vater! mein Erretter! sagte er: wie lieb hast du mich gehabt, und wie redlich für mich gesorgt! Was für ein elendes Gerippe würde ich jetzt seyn, wenn du mich von dem Umgange mit dem unglücklichen Wilhelm nicht abge- halten hättest! Ach, oft war es mir schwer, dir zu gehorchen, oft, vergieb es mir, oft bin ich auch auf dich deshalb unwillig gewesen. Aber nun – nun [140] bin ich durch deine Güte so gerührt, daß ich lebenslang dafür dankbar seyn werde.« Ach, wenn doch alle Kinder glaubten, daß es ihre Eltern gut mit ihnen meinten! wenn sie ihnen doch alle gehorchten!

Von dem großen Werthe eines guten Verstandes.

[29] Der Herr von Biedermann ging oft in die Schule, in welcher die Kinder seines Dorfs unterrichtet wurden, und erkundigte sich nach ihrem Fleiße und ihrer Aufführung. Der kleine Hans zog vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich, denn [30] er war sehr fleißig und sittsam, und beant-

wortete die Fragen, die ihm der Schulmeister vorlegte, immer besonders gut. Das gefiel dem Herrn von Biedermann so wohl, daß er sich entschloß, ihn mit seinem eigenen Sohne erziehen, und von dem Hofmeister, den er für jenen hielt, unterrichten zu lassen. Sein Vater, ein armer Tagelöhner, war damit sehr wohl zufrieden: denn er hatte viele Kinder, und konnte kaum so viel erwerben, als er zu ihrer Erhaltung nöthig hatte.

Bey dem Unterrichte betrugten sich nun die beyden Kinder sehr verschieden. Der Junker Biedermann gab sich nicht die geringste Mühe etwas zu erlernen. Wenn ihm der Hofmeister dieß verwies, so pflegte er immer zu sagen: »Was habe ich denn nöthig mir über den Büchern den Kopf zu zerbrechen? ich bin ja ein Edelmann. Mein Stand gibt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüssiges Einkommen. Wenn ich reiten und jagen und meinen Namen schreiben kann, so habe ich genug gelernt.«

Den armen Hans verachtete er, nannte ihn einen dummen Bauerjungen, und konnte nur durch vieles Zureden dahin gebracht werden, daß er sich neben ihn setzte.

Je mehr nun Hans verachtet wurde, desto mehr Mühe gab er sich, immer verständiger zu werden. Er merkte auf alles, was ihm der Hofmeister sagte, las fleißig in Büchern, und wenn er etwas nicht verstand, so bat er den Hofmeister, es ihm zu erklären.

[31] So wurde Hans verständig; der Junker Biedermann aber blieb unverständig.

Am Ende starb der Herr von Biedermann, und der Junker übernahm die schönen Güter, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Da er aber seine Vernunft nicht ausgebildet hatte, so wußte er nicht, was er damit anfangen sollte. Er ließ die schönsten Holzungen aushauen, und verschwelgte das daraus gelösete Geld in liederlicher Gesellschaft. Die schönsten Wiesen gingen nach und nach zu Grunde, weil er sich nicht darum bekümmerte, daß die Graben offen erhalten wurden, die sein Vater durch dieselben hatte ziehen lassen. Die Ge-

bäude wurden schadhafte, und fielen nach und nach zusammen, weil er nicht verstand, wie ein Gebäude muß erhalten werden. Seine Einkünfte reichten nicht mehr hin, seinen großen Aufwand zu bestreiten: er mußte Schulden machen, die am Ende so beträchtlich wurden, daß die Gläubiger seine Güter wegnahmen.

Da war er nun zwar noch Herr von Biedermann, aber er hatte weder Ehre noch Brod. Eine Zeit lang besuchte er die benachbarten Edelleute und zehrte mit ihnen; diese wurden seiner aber auch bald überdrüssig, und ließen ihn abweisen, wenn er sich anmelden ließ. So wurde er ein Bettler.

Hans hingegen brachte es durch seinen ausgebildeten Verstand so weit, daß ihn jedermann liebte und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Amtmannsstelle, die er so gewissenhaft verwaltete, daß alle rechtschaffen denkenden Bauern des Dorfes ihn liebten. Dabey erwarb er sich so viel, daß er immer [32] mehrere Aecker ankaufen, Gärten anlegen, Teiche ausgraben lassen und Häuser bauen konnte. Und doch behielt er noch so viel übrig, daß er im Stande war, dem Herrn von Biedermann monatlich einen Louisd'or Almosen zu geben.

[C. G. Salzmann]

[298]

Wie hoch Lehrer zu achten sind.

In einem gewissen Dorfe wohnte der Herr von *Windhausen*, ein reicher Edelmann, der über das ganze Dorf zu befehlen hatte. Dieser war von Jugend auf Soldat gewesen, und konnte die Gelehrten nicht leiden. Darum gab er auch seinem Sohne *Anton* keinen Hofmeister, sondern ließ ihn unter den Bedienten und Mägden aufwachsen. Diese nannten ihn *liebes Junkerchen* und gnädiges Herrchen, und thaten und gaben ihm alles, was er gern hatte. Niemand verwies ihm seine Unarten [299] und übeln Gewohnheiten, oder hielt ihn dazu an, etwas Nützliches zu lernen. Der Jäger sagte sogar

oft zu ihm: »das Lernen gehört für des Pastors Kinder; ein reicher Edelmann, wie Sie, braucht nicht zu studiren oder zu arbeiten.«

Junker Anton that also den ganzen Tag nichts, als essen, trinken, herumlaufen, reiten, fahren, jagen, Fische und Vögel fangen, und mit einem schwarzen Ziegenbocke spielen, den ihm sein Vater geschenkt hatte. Die Hunde waren seine besten Freunde.

Da nun *Junker Anton* groß war, war er unwissend und hochmüthig, auch grob und ungezogen dabey: deßwegen lachte man ihn überall aus, wo er hinkam, und niemand wollte etwas mit ihm zu thun haben. Einmahl schickte ihn sein Vater an den Hof eines benachbarten Fürsten, daß er sich daselbst bekannt machen sollte: da blieb er, bey dem Eintreten in des Fürsten Zimmer, mit dem Degen zwischen der Thür stecken; und als ihm der Kammerherr, der ihn einführte, losgeholfen hatte, scharfte er bey der Verbeugung, die er dem Fürsten machte, so ungeschickt mit dem Fuße hinten aus, daß er den Kammerherrn gegen das Schienbein trat. Seiner Familie wegen ließ ihn der Fürst doch zur Tafel einladen. Wenn er da nach etwas gefragt wurde, war seine Antwort: »ich weiß nicht«, oder, »was gehts mich an!« Einmahl wollte er von seinem Ziegenbock etwas erzählen: da stotterte er so sehr, daß es niemand verstand. Was Andre sprachen, darauf gab er nicht Achtung, sondern [300] spielte indeß mit den Füßen, und trat sich einen Schuh nach dem andern aus, und zog ihn wieder an: wie er es immer während des Essens zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise bemerkte dieses ein leichtfertiger Page. Der stahl ihm kurz zuvor, ehe man von der Tafel aufstand, einen Schuh weg, und setzte ihn aufs Kamin. *Junker Anton* wurde todtensblaß, als er seinen Schuh nicht wieder fand: aber ehe er sich darnach umsehen konnte, stand man schon auf, und ein Bedienter zog den Stuhl hinter ihm weg. Da stand *Junker Anton* mit Einem Schuh. Die Gegenwart des Fürsten konnte das laute Gelächter nicht hindern, in welches

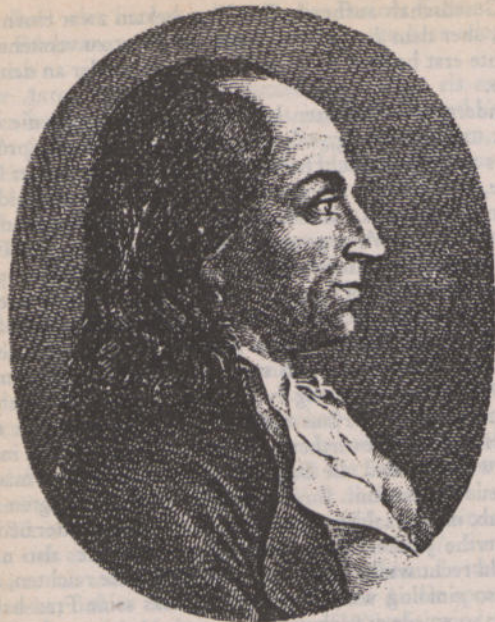
die Gesellschaft ausbrach. Der Page bekam zwar einen Verweis, aber dem *Junker Anton* gab der Fürst zu verstehen: er möchte erst bessere Sitten lernen, ehe er wieder an den Hof käme.

In andern Gesellschaften kam *Junker Anton* fast nie ohne Zank und Streit weg, wurde auch einigemahl ausgeprügelt, da ers zu grob gemacht hatte. Zu Hause hatte er immer lange Weile, weil er nicht arbeitete, und auch an den unschuldigen Vergnügungen des Landlebens keinen Geschmack fand.

Als endlich sein Vater gestorben war, heyrathete er ein Fräulein aus einer der ältesten Familien. Alle Vernünftige sagten, daß er sehr schlecht gewählt habe. Die Braut war in einer großen Stadt erzogen, liebte das Vergnügen und die Pracht, und nahm den *Junker Anton* nicht deßwegen, weil sie ihn lieb hatte, sondern um sich von seinem Gelde mit ihren guten [301] Freunden lustig zu machen. Von seiner Hochzeit an wurde nun sein Haus nicht leer von Fremden, die man aufs Herrlichste bewirthete. Im Winter mußte Anton in der Stadt wohnen, und alle Tage schmausen. Seine Frau machte alle neue Moden mit. Ihre vornehmen Vettern borgten ihm Geld ab, und bezahlten es nicht wieder. Weil nun der bedauernswerthe *Junker* nicht Rechnen gelernt hatte, also nicht einmahl recht wußte, wie weit seine Einkünfte reichten, und da er so einfältig war, alles zu thun, was seine Frau haben wollte: so wurde er nach und nach immer ärmer, und machte so viele Schulden, daß ihm die Gläubiger zuletzt sein Gut wegnahmen, und er sich nun jährlich mit 500 Thalern behelfen mußte, da er zuvor 5000 gehabt hatte. Seiner beiden Söhne erbarmte sich noch der Fürst, und nahm sie ins Cadettenhaus auf, wo sie zu Soldaten erzogen wurden.

So gings dem armen Anton von Windhausen, weil er in der Jugend keinen Freund und Lehrer gehabt hatte, der ihm sagte, wie mans machen müsse, wenn man vergnügt und glücklich in der Welt leben wolle. Er wäre sonst wahrscheinlich ein guter Mensch geworden: denn sein Gemüth war gar nicht boshaft.

[Rudolph Zacharias] Becker



Christian Gotthilf Salzmann

Die Reichen sind sehr nützlich, besonders wenn sie ihr Geld gut anwenden.

[345] In einem Städtchen legten ein Paar kluge Bürger Fabriken von wollenen Zeugen an, und viele [346] hundert Menschen fanden darin durch ihre Arbeit Nahrung. Einige kämmtten die Wolle, andere spannen sie, noch andere webten, und etliche färbten die Zeuge. Alle diese Arbeiten wurden ihnen bezahlt, und sie konnten sich von dem Gelde, das sie verdient hatten, Speise, Kleidung und Feuerung kaufen.

Aber freylich hatten die beyden Bürger, die die Fabriken angelegt hatten, den mehresten Gewinn davon: denn sie verkauften die Zeuge, die sie hatten verfertigen lassen, und bekamen dafür immer etwas mehr, als sie ihnen kosteten, und wurden auf diese Art immer reicher.

Dieß gönnten ihnen nun die Armen nicht, murrten wider sie, und sagten, sie könnten sich unmöglich durch erlaubte Mittel ihren Reichthum erworben haben.

Nach einiger Zeit entstand ein Krieg, in welchem diese Bürger viel einbüßten. Die Kaufleute, die ihnen hätten zahlen sollen, verarmten und bezahlten nicht; sie selbst mußten einigemahl starke Contribution an die Feinde zahlen, und ein Wagen voll Waare, den sie zur Messe schickten, wurde ihnen weggenommen. Dadurch verloren sie so viel, daß sie nicht im Stande waren, die Fabriken fortzusetzen, sondern sie eingehen lassen mußten.

Dadurch entstand denn unter Allen, die für sie gearbeitet hatten, große Noth. Es war nun niemand mehr da, der ihnen Arbeit gegeben, und sie bezahlt hätte: folglich litten sie an den allernothwendigsten Dingen Mangel. Sie mußten Kleidung, Betten und Hausgeräthe verkaufen, um [347] nur Brod zu bekommen. Und da sie nichts mehr zu verkaufen hatten, zerstreueten sie sich; einige ließen sich als Soldaten, andere als Colonisten nach Rußland anwerben, und manche mußten sogar den Bettelstab ergreifen.

Diese sagten oft: »ach! damals war noch gute Zeit, da die

zwey reichen Bürger bey uns wohnten! da hatten wir beständig unser Brod; aber nun, da diese verarmt sind, ist es mit uns gänzlich aus.

[C. G. Salzmann]

JOHANN CARL AUGUST MUSÄUS

*Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder.
Nach dem Französischen des Herrn Monget*

(1788)

[67]

Harmonie

Der Amtmann Reinhard ist doch ein kreuzbraver Mann; aber seine Kinderzucht taugt in der Wurzel nichts. Woran gebrichts? Er hätschelt Hannchen, sieht dem Mägchen in den Mund, wie in einen güldnen Kelch. Die Mutter machts mit Fiekchen eben so, und zieht, wenns nicht bald anders wird, ein ganz verdorbn'es Kind aus ihr.

»Im Hause giebts stets Zank und Hader, die Klunten* leben unter sich, wie Hund und Kater. Der steht die Mutter bey, und der der Vater. Mein Gott! und das sind Amtmannstöchter und Geschwister!!!«

[68] So eiferte mit Recht Herr Strunk, zuweilen bey dem Abendtrunk, der Freund vom Hause und im Dorfe Küster.

Zum Kirchweyh feste kam, von ungefähr, Frau Tante aus der Stadt, und sah mit Mißbehagen, den üblen Haushalt an. Sie schämte sich der Unart ihrer Nichten, und strafte sie mit Glimpf, ließ es auch nicht an reichlicher Vermahnung fehlen.

* Ein niedriges Provinzialwort, so viel, als liederliche Dirnen.

Jedoch die trefflichsten Moralen, sind bey der Jugend Nullen ohne Zahlen.

Vergebens predigte sie Einigkeit,
Die Mädchen hatten steten Streit;
Und was das schlimmste war dabey,
An dieser argen Zänkerey,
Nahm Herr und Knecht und Magd Parthey.

Frau Tante sprach: gehts immer so,
So wird man bey euch nimmer froh.
Gehabt euch wohl, mit euren Basilisken,
Ich scheid' davon.
Doch folgt ihr gutem Rathe,
So thut die Kinder unter meine Zucht,
Vielleicht läßt sich durch mein Bemühn,
Aus ihnen noch was gutes ziehn.

[69] Die Proposition ward willig angenommen,
Die Mädchen packten ihre sieben Sachen ein,
Und schienen sich darüber zu erfreun,
Ein wenig in der Stadt zu haußen,
Sich da zu divertiren und zu schmaußen.

Frau Tante führte sie bald in Gesellschaft ein. In ihrer Straße wohnten auch zwey Schwestern, mit jedem Reiz der Jugend ausgeschmückt, sanft wie das erste Morgenlicht am Frühlingshimmel, schön wie der Tag, gefällig, sittsam, bieder, durch Sympathie mehr als durch die Geburt verschwistert, ein Herz und eine Seele, wie man spricht.

Die Dörferinnen wurden bald bekannt,
Und ließen sich den Thee und Zwieback schmecken;
Doch fiengen sie dabey sich an zu nücken,
Indem die eine stets der andern widersprach,
Was Hanchen Nacht war, das war Fiekchen Tag.

Moralische Kinderklapper

für
Kinder und Nichtkinder.

Nach dem Französischen des Herrn Monget,

von

J. E. Musäus.



Gotha, 1788.

Von Carl Wilhelm Ettinger.

Musäus: Moralische Kinderklapper 273

Die Tante mußte die Disputen
Zulezt mit strengem Ernst verbiethen

Um diesen Mißlaut artig zu bedecken, erfand die schlaue Wirthin Rath, sie setzte sich [70] voll Anmuth ans Klavier, die jüngre Schwester folgte ihr, und beyde zauberten dem Ohr, in Mozarts schmelzenden Akkorden, die reizendste Sonate zu vier Händen vor. In süßer Harmonie verband sich Geist Herz, mit jeder schwanweissen Hand, die bald in schnellen Wechselgängen, bald im melodischen Verein des Künstlers Notenschrift vom Blatt geläufig übersezten.

Seht da ein Beyspiel gleichgestimmter Seelen, und fühlt die Wirkung schwesterlicher Harmonie, so redete Frau Tante nach vollendeter Parthie. Die Eintracht war die Schöpferin der Silbertöne, die euch und mich entzückten, sie allein be-seelte Lottchens Hand, regierte Gustgens Finger. Wo aber Zwietracht die Tangenten rührt, da giebt's Gequell! denn sie gebiert nur eitel Dissonanzen und schwerlich läßt nach dieser rauhen Melodie, sichs singen oder tanzen.

[71] Die beyden Nichten sahn
Beschämt einander an,
Sie stunden da betroffen,
Und ließen Beßrung hoffen.

Exámpel wirken mehr,
Als Unterricht und Lehr.
Moralen machen immer
Den Starrkopf nur noch schlimmer.

[93] *Uebermuth.*

Vor eines großen Mannes Thür,
Ich kenn ihn wohl, es ist ein wackrer Kavalier,

1 Gequell: Geheul.

Versammelten sich eines Tags die Knaben,
 Die, wenn sie keine Schule haben,
 Und der Präceptor sie nicht bakulirt¹,
 Gleich Müßiggang und Langeweil zu Uebermuth
 verführt.

Hört an, sprach einer aus dem Haufen, hier ist ein freyer
 Platz, laßt uns Soldaten spielen; wir machen von Papier uns
 eine Fahne, und Junker Wilhelm leiht uns seine Trommel,
 das giebt euch eine Fürstenlust. Sind unsrer nicht genug zur
 Wachparade, so werben wir Rekruten an. Ich habe Geld zu
 Obst, und auch Kredit bey dem Becker, wir geben jedem Jun-
 gen eine Semmel und eine saftige Birn zum Handgeld, so
 werden wir wohl Zulauf haben.

Der Vorschlag fand Gehör,
 Die junge Mannschaft trat frohlockend ins Gewehr,
 [94] Marschirte auf mit gleichem Schritt und Tritt,
 Und schulterte und präsentirte,
 Und schwenkte sich und manövrirte
 So gut, ich sag es ungelogen,
 Wie unsre Landmiliz.
 Sie ließen auch die Trommel hören,
 Und machten groß Getöse,
 Doch legte sich kein Nachbar drein,
 Es wurde Niemand drüber böse;
 Man ließ sie trommeln, jauchzen, schreyen,
 Um ihre Kinderfreude nicht zu stören.
 Der Herr vom Hause sah in Ruh
 Dem Spiel zum Zeitvertreibe zu,
 Er mußte selbst der Possen lachen,
 Und ließ die Knaben, was sie wollten, machen.
 Doch bald ward Ernst aus diesen Kindereyn,
 Die Herrn Spartaner theilten sich in zwei Partheyn,
 Und rauchten sich nun öffentlich,

¹ bakulirt: mit dem Schulstock, dem Bakel, schlägt.

Sie boxten, schlugen, balgten sich,
 Und trieben frey am hellen Mittag vor den Leuten
 Die größten Ungezogenheiten.
 Da ward der Ehrenmann des Wesens müde,
 Und rief zum Fenster raus:
 Ihr Kinder haltet Friede,
 Wo nicht, so geht nach Haus;
 Was soll der Lärm und Unfug hier
 [95] Das leid ich nicht vor meiner Thür,
 Lernt eure Lektion dafür.
 Die Uebermüthler achteten das wenig,
 Und hattens ihren Spott.
 Sobald sie ihn nicht mehr am Fenster sahn,
 Gieng gleich der Lärm von neuem an,
 Sie fielen ohne Schaam und Scheu sogar
 Dem Junker Wilhelm, ihrem Spielgenossen,
 Als wenn er ihres Gleichen wär, ins Haar,
 Und zaußten ihn ganz unverdrossen.
 Das ward dem Herrn durch seine Leute hinterbracht
 Die all zusahen dieser Knabenschlacht.
 Allein er ist kein Freund von allzugroßer Strenge;
 Schafft meinen Vetter nur, sprach er, aus dem Gedränge,
 Und sagt den Buben, daß sie ruhig seyn,
 Ich wehrt es ihnen nicht, vor meiner Thür zu spielen,
 Nur ohne Lärm in friedlichem Verein,
 Hört ich sie wieder zanken oder schreyen.
 Hätt ich befohlen alle die spektakeln
 Als bald vorm Hause wegzubakeln.

Die Botschaft dünkete der unbändigen Schaar gar ungerecht;
 die Rädelsführer wollten nicht pariren, und fiengen an zu
 rasonniren: [96] Was kümmert sich an einem fremden Ort,
 um unsern Zwist ein edler Lord, hat er hier zu gebiethen?

Er sitzt doch nicht im Rath,
 Ist auch nicht Bürgermeister in der Stadt,

In seines Eigenthums vier Pfählen
 Mag er auf seine Leute schmälen¹,
 Dort kann er herrschen und befehlen.
 Doch außerhalb der Thür
 Sind wir so gut wie er
 Und er nichts mehr als wir.
 Braucht er Gewalt das Spiel zu stöhen,
 So stehen wir für einen Mann
 Und wollen uns wohl wehren.

Die Ausgelassenheit der ungeschlachten Rotte nahm immer zu, daß es Mylord nicht länger dulden konnte; er schickte Läufer und Heyducken unter sie. Potz Element, wie fegten die die freche Gassenbrut zusammen, auf ihres Herrn Geboth.

Nun war, wie's Sprichwort sagt, Holland in Noth; der bärtige Kutscher Hannibal, ließ tönen seiner Peitschen Knall, da fielen sie bey Haufen, da lief wer konnte laufen, und alle Nachbarn blieben stehn, zur Lust die Jagd mit anzusehn, und klatschten in die Hände; so nahm das Spiel ein Ende.

Was merkst du dir zur Lektion.
 So frug Papa, aus diesem Märchen?
 Es war, antwortete der kleine Sohn,
 Dünkt mich, ein fein Histörchen,
 Daraus die goldne Lehre fließt,
 Daß Uebermuth durch Rippenstöße büßt.

¹ schmälen: seinen Unwillen ausdrücken; milde Form des Scheltens.

GEORG CARL CLAUDIUS

Neues Wochenblatt für Kinder und Kinderfreunde

(1789)

[33] *Empfindsamkeit und Empfindeley.*

Amalie gieng mit ihrem Bruder vor einem jungen starken Bettler vorbey, der sie um eine Gabe ansprach. Er schmeichelte ihr, nannte sie liebes schönes Mamsellchen; log ihr etwas vor, das, wenn man ihn nur einigermaßen betrachtete, ohnmöglich Wahrheit seyn konnte, und suchte durch seine betrügerische klägliche Stimme ihr Mitleiden zu gewinnen. Sie gab ihm ihren ganzen Beutel, und scholt ihren Bruder hart, daß er ihrem Beyspiel nicht nachfolgte.

Der arme Mensch! klagte sie: aber siehst du, Bruder Heinrich, das kömmt von deinem Schmetterlingshaschen; da marterst, da quälst du die armen Thierchen, wie kann es anders kommen, als daß dein Herz hart und unempfindlich werden muß.

Nein Schwester! du bist strafbar, antwortete er ihr, daß du diesem Menschen etwas gabst; ein so junger Bettler kann arbeiten. Durch Gutmüthigkeit, die ihm nicht gehört, [34] wird er verwöhnt, und wird ein Taugenichts. Laß ihn den Hunger zwingen, daß er arbeiten lernt.

Amalie. Ja arbeiten!

Heinrich. Allerdings. Wer arbeiten *will*, findet überall etwas zu *thun*, und es ist keine Arbeit so klein, sie nährt ihren Mann. Schwesterchen! Schwesterchen! im Vertrauen, du hast keinen geringen Ansatz zur Empfindeley, die gemeinlich eine bloße Ziererey, öfters auch wenig Ueberlegung, und bis weilen nichts mehr als – Eitelkeit verräth.

Amalie wurde unwillig; Amalie *klagte* ihren Bruder – die *empfindsame* Amalie klagte ihren Bruder bey dem Vater an.

Der Vater ließ Heinrichen im ganzen Hause herum suchen; man fand ihn nicht. Endlich besinnt sich einer von den Leuten im Dienst des Vaters, daß er in eine kleine Hütte, nicht weit von seinem Hause, gegangen wäre. Der Vater erschrickt, denkt seinen Sohn in übler Gesellschaft; geht selbst hin. Hier findet er aber seinen Heinrich, wie er den Kindern eines armen Mannes das Lesen lernt, und unermüdet sie mit dem bekannt macht, was er kann. Der Alte fiel Heinrichs Vater zu Füßen und sprach mit zitternder Stimme: Herr, was für einen Sohn haben sie! Er ist manchmal, ja meistens mein Erretter gewesen, wenn wir aus Hunger nicht wußten, wie wir leben sollten.

Still, still, lieber Heimbach, fiel ihm Heinrich ins Wort, ich weiß gar wohl, daß ich ihm weit mehr thun müßte, wenn ich ihm alles vergelten sollte. Seine Geschichten, die er mir erzählt, und die er selbst erlebt hat, sind sehr lehrreich für mich, geben mir bald Warnung, bald lernen sie mich die wunderbaren Wege der Vorsehung erkennen und verehren.

Entzückt von dem edlen Wetteifer umarmt der Vater den alten ehrwürdigen Greiß bald, bald wieder seinen Sohn, und ließ auf seine Wange eine Thräne des Seegens und der Freude fallen. Er sorgte für die arme Familie, ließ die Kinder in der Gesellschaft der seinigen erziehen, und freute sich der schönen Früchte, die seine Unterstützung hervorbrachte. Wer empfindelte hier, und wer war empfindsam? – Leser urtheile, Leser entscheide du!

[44] *Nicht Schönheit allein,
sondern die Nützlichkeit giebt einem Dinge in der Welt den
wahren Werth.*

Herr Kohlmann gieng mit seinem Sohn in das offne Feld. Als sie so die Flur hingingen, kamen sie auf eine Gegend, wo rechts Tabackspflanzen und links Erdäpfel standen. Die

Tabackspflanzen haben eine reizende Blüthe, ihre Farben wirken sehr lebhaft auf das Auge; kein Mahler mahlt sie so schön. Auch auf den Kleinen machten sie einen schnellen Eindruck; er sah nur auf dieses glänzende Beet, und hatte kaum Worte genug, sein Vergnügen auszudrücken. Aber die Erdäpfelgesträuche, denen es nun freylich an dieser Schönheit mangelte, blieben unbemerkt vor ihm.

Mein Sohn, sprach der Vater, bist du nun bald von deinem Staunen zurück? Es ist mir lieb, daß ich auch bey dieser Gelegenheit dir eine sehr nützliche Lehre geben kann, die dir bey der Betrachtung eines jeden Gegenstandes wohl zu statuten kommen muß. Schönheit allein, ohne andre übrige gute Eigenschaf-[45]ten hat nur ihren Werth für eine sehr kurze Zeit; man bewundert sie nur flüchtig; wo aber sich mit der Schönheit Nützlichkeit verbindet, da ist eine dauernde Würde der glückliche Erfolg. Siehe mein Sohn, diese niedern Gesträuche mit ihrer weniger gefallenden Blüthe verkennst du ganz, und erniedrigst sie auf Kosten ihrer Nachbarn. Ihre Früchte aber nähren mehr als Millionen Menschen, wovon ein großer Theil wohl Hungers sterben müßte, wenn er ihre Nahrung nicht hätte. Laß dirs nur der Mutter erzählen, wie mannichfaltig man sie in der Küche zubereiten kann, daß sie durch diese Abwechselungen immer einen gewissen Reiz der Neuheit behalten. Aber wozu dienen jene? – Zu nichts, als daß sie, wenn ihre Blätter angezündet sind, einen Dampf machen, den man durch eine Pfeife in die Luft bläst. Das ist denn eine Gewohnheit geworden, in die sich auch schon manche sehr junge Menschen zu ihrem größten Schaden verliebt haben. Dieser verderblichen Mode hat mancher schon seine Gesundheit aufgeopfert; ihr haben viele die gelben Gesichter und die Verhinderung ihres Wachsthumes zu verdanken. Sieh also, daß der bloße äußerliche Schein nicht allemal den innern Werth einer [46] Sache bestimmt. – Von diesen Blüthen mache dir eine Hauptregel für alle Gegenstände, die um dich herum sind; wende sie selbst auf deine Mitmenschen an, und lerne an ihnen die höhern Eigenschaften schät-

zen. Gute Eigenschaften des Herzens, vorzügliche Talente des Geistes sind unendlich mehr werth, als bloße körperliche Schönheit.

JOHANN HEINRICH RÖDING

Beschäftigungen für junge Leute zum Nutzen zur Lehre und zum Vergnügen.

(1790)

[46] *Der Mittelstand ist der glücklichste.*

So lange Carolinchen nur eine Puppe und einige Stückchen Spielzeug hatte, war sie in ihrem Sinn so reich, so vergnügt und zufrieden, als manche Königin nicht ist. Mit Engel Freude in ihren Blicken saß sie da auf ihrem kleinen Stuhl, mit ihrer Puppe auf dem Schooß, und sah dann auf sie mit herzlichem Entzücken; kleidete sie aus und an. Dann zählte sie wieder die Stückchen ihres Spielgeräths, und glaubte, daß kein Kind reicher und glücklicher sey als sie. Carolinchen bekam nun für die kleine Puppe eine größere, und ihr Spielzeug wurde mit einer Menge schönere Sächelchen, als sie vorher besaß, vermehrt. Mit allem dem aber kam Sorg und Bekümmerniß in ihren kleinen Busen, und mit der zurückgelegten Puppe flog ihre Zufriedenheit hin. Oft betrachtete sie ihre Schätze mit großem Kummer und war immer besorgt, ihre neidischen Brüder mögten [47] die besten Stücke mit ihrer räuberischen Hand wegnehmen. Einstmals spielte sie mit großer Behutsamkeit mit ihren kleinen porcelain Theetassen, mit Topf u. Milchkanne, da stieß der muthwillige Bruder ihr an den Arm, booms! da lag die Tasse. Jetzt sah man Caroline zum erstenmal bey ihrem Spielzeuge weinen.

Sie wünschte, daß sie nie solche Kostbarkeiten von ihren Eltern bekommen hätte, so dürfte sie jetzt den Verlust nicht beweinen.

Trachtet nicht nach vielen Schätzen und nach einem hohen Stande, meine Geliebten, so werdet ihr nicht befürchten dürfen, oft einen Verlust zu beweinen. Der Mittelstand ist der glücklichste.

JOHANN BAPTIST STROBL

Folgen unrichtiger und verwahrloster Erziehung. Ein Lesebuch für Jünglinge und Mädchen von reiferem Alter.

(1794)

[129] *Von den Jugendsünden.*

Ich bin vor Kurzem mit einem unglücklichen Vater bekannt geworden, welcher mir eine traurige Geschichte von seinem Sohne erzählte, die ich, da sie mir für erwachsene Jünglinge von nicht geringer Wichtigkeit, und vorzüglich lehrreich schien, hier wieder zu erzählen um so weniger Bedenken trage, als vielleicht viele derselben dabey an ihr Herz fühlen, und ausrufen werden: *Gott! was habe ich gethan! Auch meine Krankheit, auch meine Schwäche, auch meine Hinfälligkeit hat diese Sünde zur Mutter.*

Wir kamen unter andern auf unsere Kinder zu sprechen. Als ich ihm sagte, wie meine Söhne und Töchter von Gesundheit strotzen, munter, blühend, und behänd zu allen Geschäften wären, und wie ich so eine herzliche Freude daran habe, daß sie, wie saftvolle Bäume im May mit hoffnungsvollen Blüthen bedeckt um mich herstehen, so rief er aus: »O wie glücklich sind Sie! Ich hatte auch einen Sohn, er war meine

einzigste Hoffnung und Freude; alles lebte an ihm, Geist und Körper zeigten so ein Ebenmaaß der Fähigkeiten, daß eines dem andern wechselseitiges Aufkommen darzubieten schien, und ich glaubte, beyde hätten auch bey einer mittelmäßigen Erziehung zu einer nicht geringen Vollkommenheit gelangen können; allein nun sind Hofnung, Freude, Geist und Körper, kurz alles an ihm verlohren; er ist abgewelkt, wie ein Baum, dem man an der Wurzel seine [130] Kräfte genommen; wie ein Greis hat er in seinem nun vier und zwanzigsten Jahre schon alle Gebrechen des Alters an sich; wenn er mit mir spatziren gehet, so bin ich in meinem sechs und fünfzigsten Jahre ein Riese gegen ihm; er kann mir nicht nachkommen, klagt alle zehn Schritte über Mattigkeit, und sehnt sich wieder nach einem Orte, um ausruhen zu können; mitten im Frühling, mitten unter Blumen und Wohlgerüchen empfindet er nichts, nimmt keinen Antheil an der ganzen Natur, an dem Wohl oder Wehe der Menschen; zu Hause sitzt er oft Stunden lang dumm und steif da, weißt sich mit nichts ernstlich zu beschäftigen, fängt vieles an, und endet nichts. Für einen gesunden Tag hat er immer wieder zwey kranke, an denen er von Aengstigkeiten und verschiedenen Schwächen und Schmerzen gemartert wird. Kurz er ist nur zum Hospital und nicht mehr für diese Welt brauchbar. Aber was ist denn Schuld an dieser seiner so frühen Hinfälligkeit? sagte ich.

Niemand, als er selbst, war die Antwort, hören Sie die ganze Geschichte: da ich an meinem Sohne so viele Fähigkeiten, so viel Feuer und Lebhaftigkeit entdeckte, so schickte ich ihn, als er zwölf Jahre alt war, in das Erziehungsinstitut nach St**, wo, wie bekannt, die Jugend in allen Wissenschaften sehr wohl unterrichtet wird. Mein Vermögen war nicht so groß, daß ich ihm zu Hause alle nothwendige Lehrer und Meister hätte halten können, und ich wollte doch auch den [131] Buben nicht verwahrlosen, sondern ihn alles lernen lassen, was er Lust hätte. Dazu schien mir denn jenes Institut vorzüglich geschickt zu seyn, meinen Zweck ohne große

Kosten zu erreichen. Noch denke ich mit Schmerzen an den Augenblick zurück, als er dahin abreißte, und ich ihm den väterlichen Seegen mit auf den Weg gab. O wie kraftvoll, und blühend sah er damals aus! wie lebhaft und feurig waren seine Augen! wie gesund und viel versprechend sein ganzes Wesen! Welche Hofnungen wurden nicht damals von ihm in mir rege! wie freute ich mich nicht, ihn nach etlichen Jahren auch mit Kenntnissen und Wissenschaften bereichert wieder noch viel gesünder und stärker in meine Arme schließen, und auf den Weg des Lebens hinführen zu können, wo er zum nützlichen Bürger herwachsen, einst die Freude meines Alters, und nach meinem Tode, die Stütze seiner Mutter und Schwester und selbst ein glücklicher Vater, und thätiger Mann werden sollte! – Allein diese meine Freude und Hofnung, wie wurde sie mir nicht verbittert! – Er war sechs Jahre in diesem Institute (denn so lange wurde ein Zögling darin behalten, wenn ihn nicht die Eltern selbst früher abforderten,) und ich erhielt weiter keine Nachricht von ihm, als solche, die er selbst, oder bisweilen einer seiner Lehrer mir schrieb. Diese waren denn immer von so tröstlichem Inhalte, daß ich mir von der Verwandlung, welche während der Zeit mit ihm vorgieng, nicht das geringste träumen ließ. Endlich als das sechste Jahr zu Ende gieng, schrieb er mir, daß ich dahin reisen, [132] und ihn abholen sollte. Ich hatte um diese Zeit eben sehr wichtige Geschäfte, die mir eine so weite Reise zu unternehmen nicht erlaubten, und ich schickte ihm daher so viel Geld, um mit einem eigenen Lehenwagen hieher kommen zu können. [...]

Endlich kam der Tag, an welchem er eintreffen sollte. Es wurden im ganzen Hause Zubereitungen gemacht, ihn recht freudig zu empfangen. [...] Auf einmal hieß es: Karl kommt, Karl kommt, und ein Wagen rollte durch den Hof herein. Schwester, Mutter und ich standen in dem Zimmer, [133] worinn wir vor sechs Jahre von ihm Abschied genommen hatten, und erwarteten bis er heraufkommen würde. Himmel! wie erschrack ich, als er zur Thüre hereintrat. Eine

gelbe schuppichte Haut hieng über seine Wangen, die Augen waren erloschen, und blöde, sein Körper gebeugt und seine Schenkel und Füße dünne und mager. Bist du mein Karl! rief ich ihm entgegen. Gott! von welcher Krankheit bist du erst aufgestanden? – Von keiner, lieber Vater! war seine Antwort, ich bin erfreut, sie alle wieder gesund zu sehen. Der Ton, mit dem er das sagte, war eben so matt, als die Empfindung, welche dabey aus seinem Herzen kam; er wollte sich zwingen, froh, erfreut und munter zu thun; aber seine Seele war kalt, und erstorben für sanfte und süße Gefühle. Während er seiner Mutter und Schwester Hände küßte, welche vor Freude, ihn zu sehen, auf seiner Stirne die Verwirrungen seines Herzens nicht lasen, stellte ich bey mir selbst zwischen ihm und seinem Portraite, welches ich vor sechs Jahren hatte mahlen, und im Zimmer aufhängen lassen, meine Betrachtungen und Vergleiche an. Bey jedem fremden Zuge in seinem dermaligen Gesichte überlief mich ein heimlicher Schauer, und ich konnt mein Erstaunen über seine Veränderung nicht länger verbergen. Karl! sagte ich, ums Himmels Willen, wie siehst du aus, wie unähnlich bist du dem Bilde geworden, das uns hier noch deine Gestalt, die dich vor sechs Jahren schmückte, vorzeigt! Wie blühend war damals noch die Farbe deines Angesichts, und wie verwelkt und leblos ist sie jetzt! Schaue einmal [134] in den Spiegel dort oben, und betrachte dein Portrait, welches ich noch vor du von uns abgereißt bist, von einem geschickten Maler habe verfertigen lassen. [...]

Liebster Vater! mir fehlt ja nichts; antwortete er erschrocken und stotternd, das viele Studiren hat vielleicht in etwas meinen Rücken gebeugt, und meine Augen blöde gemacht; auch bin ich älter geworden, und mein ehemaliger Kindeskopf hat sich in einen männlichern Jünglingskopf verwandelt. Das alles macht, daß ich nun freilich nicht mehr so aussehe, wie vor sechs Jahren.

Damit, versetzte ich, magst du wohl diejenigen täuschen, welche dich entweder vorher nicht kannten, oder welche

nicht wissen, daß ein gesunder jugendlicher Baum, wenn er gleich Blüthen und Früchte tragen muß, doch alle Jahre zunehme, und stärker, aber nicht schwächer werde. Mich wirst du mit dieser Entschuldigung nimmermehr hintergehen; denn du bist mir vom Kopfe bis zum Fuße ein lebendiges Buch, aus dem ich ganz andere Dinge lese. Doch es ist jetzt nicht Zeit, hierüber mit dir zu sprechen; du bist müde von der Reise, und bedarfst Erholung und Ruhe.

Ich hielt von dem ersten Augenblick an, da ich meinen Sohn wieder sah, ihn in dem Verdacht einer heimlichen Sünde; nur mangelte es mir noch an den gehörigen Beweisen. Ich ließ also von der Zeit an keine Gelegenheit unbenützt, ihm auf die Spur zu kommen. Auch ließen mich schon in den ersten Tagen, daß er wieder unter meinen Augen lebte, einige Bemerkungen, die ich von Zeit zu Zeit an ihm machte, nichts anders vermuthen, als jenes verderbliche Laster. Ich prüfte ihn in seinen Wissenschaften, und er mußte mir über dieses und jenes seine Gedanken niederschreiben. Das geschah denn so matt und langweilig, und mit so weniger Ordnung und geringem Zusammenhange der Gedanken, daß ich deutlich sah, er habe bereits, wenn er die andere Seite schrieb, schon vergessen gehabt, was er auf der ersten gesagt hatte. Er mußte mit mir fechten; auch da unterlag er seiner Schwäche, konnte keinen festen Fuß halten, und ermüdete in etlichen Augenblicken schon so sehr, daß ihm die Schweistropfen von der Stirne fielen. Mit dem Tanzen war es eben so. Ueberdieß klagte er fast täglich bald über den Kopf, bald über die Brust, bald über die Eingeweide, bald über den Magen, und die nahrhaftesten Speisen waren für ihn gerade die unverdaulichsten. Dann war er immer nicht recht munter, mußte oft seufzen, und konnte nicht lange stehen; sondern seine Knie fiengen zu zittern an, und er war [136] genöthigt, sich um einen Stul umzusehen. Sie können leicht denken, was ich selbst bey diesen Beobachtungen litt, und wie es mich schmerzen mußte, ein Zeuge von der Hinfälligkeit meines eigenen Kindes zu werden. Ich war nun so viel,

als überzeugt, daß er sich durch eine lasterhafte Gewohnheit selbst zerstört hatte.

Mir war nichts angelegener, nichts wichtiger, als ihn noch zu retten, wenn er zu retten wäre, und von seinem verworfnen Laster zurücke zu bringen. Ich rief ihm also eines Tags in mein Zimmer, und sagte: Lieber Karl! Du bist mein einziger Sohn, den mir der Himmel gelassen hat; warst auch von jeher meine einzige Freude, und Hoffnung; mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben, wenn ich dich wieder zwölf Jahre alt machen, und so gesund, munter, blühend, und tugendhaft vor mir sehen könnte, als ich dich damals sah. Sieh mich einmal aufrichtig an, wenn du kanst; ich bin nicht nur dein Vater; ich bin auch dein Freund; gewiß! besser kann es niemand mit dir meynen. Sage mir, wer hat dich verführt? --

Karl. Mich? Niemand -- Sie irren sich, mein Vater! Ich weiß gar nicht, was Sie meynen.

Ich. O du verstehst mich ganz wohl! In deinem Alter ist kein Mensch so viel Kind mehr, daß er nicht wüßte, was ich meyne, wenn ich von Verführung rede. Ich will also deutlicher werden. Ich sage dir, Karl! Du bist ein erschrecklicher Verbrecher; das Laster, das du treibst, steht nicht [137] nur auf deiner Stirne geschrieben, leuchtet nicht nur aus deinen Augen; sondern es hat selbst deine Knochen schon angegriffen, deinen Wachsthum gehemmet, deine Nervensäfte vergiftet, und das Mark der Gesundheit in deinen Gebeinen aufgelöst.

Karl. Was denken Sie von mir, liebster Vater!

Ich. Nichts, als was ich von jedem Sünder denke, der, so lange er nicht bekennet, auch keiner Besserung fähig ist. Mir hättest du, glaube ich, wohl dein Vertrauen schenken, und deinen Fehler bekennen dürfen, von dem ich schon überzeugende Proben in den Händen habe.

Karl. Welche Proben? Was habe ich denn Böses gethan, das nicht jeder Mensch wissen darf? --

Ich. Unglücklicher! du fragst noch? Bist du dich keiner

Handlungen bewußt, die du unter eines Menschen Augen, die du in meiner Gegenwart z. B. nicht wagen würdest? --

Karl. Ich wüßte nicht --

Ich. Du bist noch unverschämt genug, zu läugnen! Also hat dich das Laster schon verhärtet! Ich habe also keine Hoffnung deiner Besserung mehr! O ich unglücklicher Vater! -- Geh aus meinen Augen, Elender! sage nicht mehr, daß ich dein Vater, sage nicht mehr, daß du mein Sohn bist. Ich will dich vor der Welt zu Schanden werden lassen, will dich nicht mehr hören, wenn auch späte Reue dein Herz mit tausend Quaalen foltern sollte. Geh, sage ich, aus meinen Augen! -- [138] Diese Strenge wirkte endlich so viel, daß er mir zu Füßen fiel, und folgendes Geständniß ablegte:

Verzeihen Sie mir, liebster Vater! verstossen Sie Ihren unglücklichen Karl nicht! ich will Ihnen alles offenherzig bekennen.

Ich. Nur damit wirst du mich wieder besänftigen.

Sage mir also, wie lange treibst du jenes unnatürliche Laster, das ich vor Abscheulichkeit gar nicht nennen mag, schon mit dir selbst?

Karl. Vier Jahre.

Ich. Gott! vier Jahre! und du lebst noch? -- Wer hat dich gelehrt? --

Karl. In dem Institute waren mehrere, die das thaten, und die haben mich gelehrt.

Ich. Schrecklich, schrecklich! Weißt du auch, was du thatst? --

Karl. Ich glaubte über meinen Körper sey niemand Herr, als ich selbst, und ich könnte wohl damit thun, was ich wollte.

Ich meyne, nichts Böses zu thun.

Ich. Und doch thatst du das Böseste, was ein Mensch thun kann. Du arbeitetest an deinem eigenen Verderben. Daher kommt dein kränkliches, mageres, bleiches Gesicht, und deine Todtenfarbe; daher dein schwacher Magen, deine Abgezehrtheit, und die andere übeln Zufälle. Du hast deinem Körper die Säfte des Wachstums geraubt, da er sie am mei-

sten bedürfte. Mit ihnen schwand dein Gedächtniß, dein Verstand, dein Muth und [139] deine Fähigkeit zu allem dahin. Deine schlaffe Seele hat so wenig Muth zum Guten, und Edeln, als dein matter Körper Kraft, etwas zu unternehmen oder auszuführen. Und doch bist du erst in einem Alter, in dem die gesunden tugendhaften Jünglinge von der Natur zum Genuße des Vergnügens gerufen werden. Für dich, unglücklicher Sohn! wird aber des Vergnügens auf dieser Welt sehr wenig mehr seyn. Dein eingeschrumpftes Herz wird kalt seyn – Man wird dich nicht lieben können, weil du jetzt schon zur Zeit der Blüthe und der Kraft ein Gerippe bist. Vaterfreuden sind für dich dahin! Und solltest du ja Vater werden, so wird dein Kind statt dich durch seine Munterkeit zu erfreuen, durch sein Elend dich betrüben; sein blasses Gesicht, seine matten Glieder werden dir für sein Leben Kummer, und über deine Jugendsünden Vorwürfe machen, die dein Herz zernagen. Und ich, ich werde keine Enckel, keine Nachkommenschaft in dir sehen; mit dir wird mein Name verlöschen, wenn du anders mich alten Mann überleben solltest; aber das wirst du nicht; du bist mehr Greis, als ich; auch hat noch kein Sünder deiner Art ein männliches Alter erreicht; sondern in der Blüthe ihres Lebens sanken sie in die Grube. Schrecklich! daß ich dir alles das sagen muß! ein jeder Blick auf dich ist mir ein Dolchstich durch mein Herz, das dich so väterlich liebt.

Karl. Ich will mich ja bessern, liebster Vater! ich will alles anwenden, dieser Gewohnheit zu entsagen.

[140] Ich. Das wird das einzige Mittel seyn, wenn du nicht willst, daß ich dir noch dieses Jahr mit zur Leiche gehe. Aber hältst du es denn für so leicht, dich zu bessern? Wirst du wohl im Stande seyn, einer Gewohnheit zu entsagen, die seit 4 Jahren schon Wurzel geschlagen hat? – O das ist sehr schwer! – Höre einweilen einige Lehren, die ich dir mitgebe, und befolge sie. Vor allem sieh mich, deinen Vater, für deinen Vertrauten an; komm zu mir, wenn dich deine Begierde überwältigen will, und scheue die Einsamkeit, wie

eine Mörderinn. Mache dir immer eine Beschäftigung, und suche keine Minute müßig hinzubringen, denn der Müßiggang ist die Pflegerinn der Unzucht. Körperliche Arbeit also, wenn sie nicht bis zur Erschöpfung, bis zum Schweiß getrieben wird, soll dir herrliche Dienste thun; studieren darfst du mir nun schon gar nicht; eben so wenig viel sitzen, und lesen, um deine Phantasie vor allen Bildern zu bewahren, welche das alte Laster wieder in dir erwecken könnten. Du sollst künftig in meinem Zimmer schlafen, und wie du erwachst, dein Bett verlassen. Deine Mutter, sie würde untröstlich seyn, will ich noch mit der erschrecklichen Nachricht verschonen, was für ein abscheulicher Wollüstling du bist. Sehe ich aber keine Besserung von dieser Stunde an, so sollen Mutter und Schwester deine Schande erfahren; ich will dich ihnen denn vorführen, und sagen: Mutter! sieh da deinen Sohn; Tochter! sieh hier deinen Bruder, den Schänder seiner selbst. [...]

[142] Mein Sohn versprach alles; denn er fühlte die Schrecken seiner Vergehungen in ihrer ganzen Fülle; auch konnte ich über seine Gesundheit keinen sorgsamern Wächter stellen, als ich selbst war; er kam Tag und Nacht selten von meiner Seite; er mußte mit mir in dem Garten arbeiten; ich verordnete ihm eine zuträgliche Diät, und kurz ich that alles, ihn wieder zu rechte zu bringen. Meine Bemühungen haben auch nicht gänzlich fehlgeschlagen; ich habe ihn glücklich von seiner bösen Gewohnheit abgebracht: aber seine einmal verlohrenen Jugendkräfte, und hingeschwundenen Seelenfähigkeiten konnte ich bis jetzt noch nicht wieder ganz erwecken. Er ist seit den sechs Jahren, die er jetzt unter meinen Augen lebt, um keinen Strich gewachsen; seine Augen und sein Kopf sind schwach, und wenn er lesen will, so wird er gleich schwindlich, als ein Betrunkner. Er kann, wie ich Ihnen schon gesagt habe, nicht einmal in die Länge einen Spaziergang aushalten; sondern ermüdet eher, als ich alter Mann. Die Munterkeit seiner Seele will auch nicht wiederkehren; er lacht oft eine ganze Woche nicht, und empfindet

in seinem Gewissen so bittere Vorwürfe, daß er manchmal in Thränen ausbricht. [...]

[143] Jünglinge! die ihr dieses leset, zweifelt nicht an der Wahrheit dieser Geschichte. O daß ihr noch so unschuldig wäret, jenes Laster nicht einmal zu ahnden, welches Karl zu Grunde richtete! Besitzt ihr diese glückliche Unwissenheit, dieses reine und süße Gefühl der Unschuld noch, o welchen Himmel traget ihr in eurem Herzen! Ihr seid Engel in Menschengestalt, und euer Leben ist Seligkeit! Um diese Unschuld, dieses süße Gefühl, diese himmlische Seligkeit zu erhalten, höret und befolget meinen Rath. [...]

ANONYM

Kleine Romane für Kinder.

(1782)

[65]

Adolf, der Lügner.

Lügen ist ein Laster, welches man mit einem Schneeball an einem Berge vergleichen kann; dieser ist anfangs klein, er gehet nur einen Schritt weiter, so ist schon sein Umfang grösser. Er betriegt gleichsam allen um ihn liegenden, indem er nur über ihn wegzulaufen scheint, und ihn mit sich ins Unglück reißt. Er wird grösser, je mehr er sich umwälzt, seine Schwere und Grösse nimmt Stauden und kleine Bäume mit, bis er endlich an einem alten Stamm seine Macht zerschellet, und nun zu Grunde geht. Der Lügner ist immer unbedeutend, wenn er seine Rolle zu spielen anfängt. Oft ist es eine Stecknadel, die ihn reizt. Er nimmt sie, und läugnet es. Die Lüge geht durch, und erregt grössere. Er ist im Begriff, entdeckt zu werden, und er

muß lügen, um sich zu helfen. Er verläßt die Menschen, die ihn schon kennen, und für ihn war-[66]nen. Um sich bey andern Zutrauen zu machen, muß er die Wahrheit, die jene sagen, durch Lügen wider sie verdunkeln, bis er auch entdeckt, und von jedermann verachtet wird. Adolfs Beyspiel wird uns eine Warnung vor dieses Uebel seyn.

Adolf war ein Sohn vornehmer und rechtschaffener Eltern. Allein sie starben ihm zu früh, und er kam unter die Aufsicht einer alten Tante, die ihn nur zu viel liebte, und ihm allen Willen ließ; sie hatte noch zwey kleine Nichten bey sich, und diese drey Kinder waren einst Erben ihres ganzen Vermögens. Es wäre billig gewesen, wenn sie diese alle gleich geliebt hätte, allein sie war wirklich unbillig, und zog Adolf den Uebrigen vor. Er war ihr Augapfel, und wenn sie etwas Besonders hatte, so mußte er es haben, es mochte nun in einem Spielwerke oder in einer Näscherrey bestehen. [...]

[67] Adolf war artig und wohl gezogen. Man konnte ihm nicht den geringsten Mangel an Lebensart schuld geben. Er wußte sich einzuschmeicheln, und wo er zuerst hin kam, da nahm man ihn mit ofnen Armen auf. Adolf aber wollte immer mehr glänzen, und war nicht mit dem zufrieden, was er als Wahrheit erzählen konnte. Er erdachte also immer etwas, und da seine Erfahrung in der Welt sich eben noch nicht weit erstreckte, so giengen diese Erfindungen immer auf seine Bekanntschaft. Er wußte diesem kleinen Knaben eine Unart nachzureden, die er in einer öffentlichen Gesellschaft gesagt, und jenes Mädchen war um einer abgeschmackten Antwort willen, die sie auf eine Frage gegeben, ausgelacht worden. Wenn nun diese Kinder es wieder erfuhren, so konnte er sich, wenn es ihm vorgehalten wurde, nicht anders helfen, als daß er entweder dreist auf seine Lüge bestand, und jene durch seine freche Stirn roth machte, daß man sie für schuldig hielt, oder wenn der Beweis gar zu klar war, daß es sich nicht so verhalte, so gab er einen andern an, der nicht so

frech war, wie er, und den er dadurch in die äusserste Verwirrung setzte. [...]

[78] Er war ein einziges Kind, und ob man schon von seinen Eltern gar nicht sagen kann, sie verzärtelten ihn, so liebten sie ihn doch sehr, und dies gab immer dazu Gelegenheit, daß sie [79] Manches mit einer Art von Nachsicht betrachteten, was sie allerdings an ihm hätten bestrafen müssen. Wäre er aber älter geworden, und die Kleinigkeiten hätten sich in grosse Unarten verwandelt, so hätte er gewiß die strengste Zucht von seinem Vater erfahren. Er soll in seinen ersten Jahren ein artiges Kind gewesen seyn, und alle Fremde, die ins Haus kamen, liebkoseten ihm, und sagten ihm tausend Schmeicheleyen vor, die dem Kinde gewiß den ersten Grund zu dem Stolze legten, den er hernach von sich blicken ließ. Sie wollten, daß alles, was das Kind verlangte, geschehen sollte, und wenn sie gewußt hätten, wie manches Unglück sie ihm dadurch zubereiteten, so hätten sie es gewiß unterlassen. Der Bediente, der hernach bey dem Edelmann war, war damals bey seinen Eltern, und dieser ist es, welcher glaubte, daß ein kleiner Umstand den Grund zu den Lügen des Knaben gelegt. Maria, so hieß ein Mädchen, die die Aufsicht über Adolf hatte, hatte einmal, da er schon etwas sprechen konnte, ein Stückchen Kuchen zum Nachmittagsbrod für ihn von ihrer Frau bekommen. Aber sie war nâschigt, aß es selbst, und gab ihm ein Butterbrod. Das war schon oft geschehen, und eben heute wurde Adolf von seiner Mutter gefragt, wie der Kuchen geschmeckt. [80] Da kam es heraus, daß ihn das Mädchen gegessen, und Adolf bekam ein ander Stück. Nach einigen Tagen wurde wieder Kuchen gegeben, und Adolf bekam ihn, er schmeckte aber so gut, daß er mehr wünschte, und er war schon listig genug, das vorigemal zum Beyspiel zu nehmen, und er bekam wirklich ein ander Stück, und das Mädchen viele unschuldige Verweise. Aber ausser dem Fehler, daß sie gern naschte, hatte das Mädchen keinen, und sie war sehr blöde. Wenn man einmal auf einem fahlen Pferde ertappt ist, so glaubt einem so leicht niemand, und so

vertheidigte sich Marie nicht anders, als durch Thränen. Aber in ihrem Herzen dachte sie schon, das würde ein böses Kind werden. Den nächsten Tag war der Kuchen schlechter. Marie nahm schon Johann dazu, um ihn sehen zu lassen, daß sie dem Kinde den Kuchen gegeben, und so war es gut. Es giengen acht Tage ohne Klage hin. Nun aber hatte die Mutter ein Stück schöne Kirschtorte gegeben, und die hatte Adolf so gut geschmeckt, daß er gar zu gern noch mehr gehabt hätte. Er hätte seine Mutter nur bitten dürfen, und es wäre ihm gewiß nicht abgeschlagen worden, aber der Eindruck der ersten gut abgelaufenen Lüge war in ihm, und da dies ihm ein sicherer Weg schien, so sagte er, er hätte [81] sie nicht bekommen. Diesmal war Marie, da sie einen Zeugen hatte, nicht bestürzt, und Johann wurde herzuggerufen. Aber Adolf wußte das recht gut, und flisterte der Mutter ins Ohr, daß Marie und Johann den Kuchen unter sich getheilt. Die Leute erschracken zwar über diese unerwartete Beschuldigung, allein sie vertheidigten sich. Adolf aber weinte, betheuerte, es wäre wahr, und da man in dem Kinde so viele Falschheit nicht suchte, so wurde Johann und Marie abgeschafft.

Adolf gelang noch manche kleine Lüge, und der erste Grund seines Verderbens auf Zeitlebens bestand also in einer unersättlichen Begierde, seinen Geschmack zu befriedigen. Er kam nachher weiter. Er gieng in die Schule. Da bekam er Geld, und auch zuweilen Eßwaaren mit. Es war niemand, dem immer so viel gestohlen wurde, als Adolphen, und wenn denn keiner sich dazu bekennen wollte, so bekamen sie alle Schläge, denn man wollte Adolphen, dessen Eltern gut bezahlten, nicht gerne vor den Kopf stossen. Zu Hause bekam Adolf sein Geld wieder, und dadurch gewöhnte er sich nach und nach daran, sich aus dem Schaden anderer Leute nichts zu machen, wenn er nur seinen Willen erhielt. Denn er [82] bekam dadurch oft doppelt Geld, und brauchte nicht darum zu bitten.

[...]

[86] Der Fürst hatte eine Prinzessin von 10 Jahren, und die-

ses Kind wurde in allem unterrichtet, was einem Frauenzimmer von Stande anständig ist. Sie war einem grossen Herrn bestimmt, und man wandte also jede Stunde so viel als möglich gut für sie an. Es wurden ihr, wenn sie bey ihrer Handarbeit war, englische Bücher vorgelesen, und dies war bisher von einem jungen Edelmann geschehen, der nun die Schule verließ. Adolf hatte allenthalben Augen und Ohren. Er hatte gehört, daß man die Stelle wieder besetzen würde, und bat seine Lehrer, ihn vorzuschlagen. Man ließ ihn lesen, und es gefiel. Man versprach also, ihn mit zum Vorschlag zu bringen, aber man sagte ihm zugleich, daß man einen andern, den der vorige Vorleser vorgeschlagen, nicht ganz zurücksetzen könnte.

[...]

[88] Ehe er es also auf den Weg der Entscheidung ankommen ließ, wollte er lieber eine List gebrauchen, um seinen Gegner zu stürzen, und sich also ohne Streit in die Stelle zu setzen. Er hatte sich darauf gelegt, andere Hände zu schreiben, und er hatte es ziemlich weit in dieser verderblichen Kunst gebracht. Er schrieb also nach der Hand seines Freundes einen Brief an den vorigen Vorleser, worin sich dieser über ihn beklagte, daß er ihn zu der Stelle vorgeschlagen, die ihm so beschwerlich als unangenehm wäre. Er siegelte ihn auf der Stube seines Nebenbuhlers, in einem Augenblick, da dieser hinaus gieng, mit seinem Petschafte zu, und schickte ihn fort. Jener, der ihm einen Gefallen zu thun geglaubt hatte, übrigens aber ihn eben nicht genau kannte, antwortete ihm gar nicht, sondern schickte den Brief an den Fürsten, und auf der Stelle wurde Adolfs [89] die Vakanz ertheilt, ohne das jener einmal wußte, daß er vorgeschlagen war, und weder der Fürst noch die Lehrer weiter ihn darum befragten, sondern ihm seinen Willen überliessen.

Adolf hatte seine Wünsche erreicht, und er stand seinem neuen Amte so gut vor, daß er vom Fürsten und von der Prinzessin gelobt wurde. Da er selbst viel gelesen hatte, so mischte er zuweilen unter seinen Vorlesungen eigne Anmer-

kungen ein, und sie gefielen ihr. Wo er konnte, da brachte er kleine Erfindungen aus seinem Kopfe mit an, und sie fanden Beyfall. Kurz, unser Adolf war wieder auf dem Wege zu seinem Glücke, und wäre er nur zufrieden gewesen, so würde er der Welt haben dienen können, ohne sich dem Falle auszusetzen, den er litt. Es war kurz nach seiner erhaltenen Stelle, als der Prinz, dessen Gemahlin des Fürsten Tochter werden sollte, dahin kam. Er war ein junger Herr von siebzehn Jahren, und also zwey Jahr älter als Adolf. Er hatte auch Kenntnisse, worin ihn dieser doch weit zu übertreffen glaubte, und vielleicht auch übertraf.

Dieser junge Prinz freute sich sehr über die Vollkommenheiten seiner Braut. Er dankte allen, die dazu beygetragen hatten, sie zu bilden, [90] auf eine thätige Art, und er ernannte unter andern den ehemaligen Vorleser, den er auf seiner Durchreise durch den Ort, wo er sich aufhielt, mitnehmen wollte, zu seinem Kammerjunker. Er unterhielt sich mit Adolf sehr oft, und er bewunderte seinen Verstand, und machte sich die Hofnung, daß er viel zum Vortheil seiner Braut beytragen würde. Er sagte ihm dies auch auf die schmeichelhafteste Art, und versicherte ihn, er würde ihn im Falle, wenn er wollte, nach seiner eignen Neigung davor belohnen.

Der Prinz reiste wieder ab, und Adolf war nichts recht gewesen. Er hatte geglaubt, seine Vorzüge sollten ihm die vertrauteste Freundschaft des Prinzen erwerben, und er hatte gesehen, daß er mit andern freundschaftlicher umgegangen war, als mit ihm. Er hatte zwar die Beruhigung gehabt, daß er zu allen Feyerlichkeiten gezogen worden, allein man hatte ihm seiner Meynung nach nicht Höflichkeit und Achtung genug erwiesen, hatte weniger mit ihm gesprochen, als er erwartet hatte, und obgleich die Prinzessin ihm bey jeder Gelegenheit einmal ihre Hand zum Tanz gereicht, so war ihm doch das nicht genug gewesen, sondern er hatte geglaubt, es müßte öfterer geschehen, und sie hätte ausser dem Prinzen mit ihm am meisten tanzen sollen. Aber [91] am allerempfindlichsten

war es ihm gewesen, daß ihm der Prinz eine bloß goldene Dose mit Dukaten gefüllt gegeben hatte. Als er auf sein Zimmer kam, warf er die Dukaten verächtlich auf seinen Tisch, und die Dose in die Ecke seines Schreibpults. Ich habe Geld genug, sagte er. Ich diene um der Ehre willen, und man belohnt mich so? Ist das fürstlich? Ein Stück Papier, und der Adel darauf, wäre mir zehnmal willkommener gewesen. Wie bald wird mein Vorgänger mit dem goldnen Schlüssel prangen, er, der so wenig, gegen mich genommen, verstand. Geld! – als wenn das nur einen Werth bey mir hätte? Und die Dose? Wer wird mir auswärts glauben, wenn ich sage, sie ist von ihm? Ja, wenn noch sein Gemälde darin gewesen wäre.

So tobte Adolf vor sich herum, und konnte sich kaum fassen; hätte ich das wissen sollen, setzte er noch hinzu, daß er meine Verdienste so schlecht erkennen würde, so wollte ich mich anders genommen haben. Er kann mich etwa zu einem Rath machen, und setzte mich in ein Kollegium, daß ich arbeiten, und meine Jahre verschwizen müßte, nein, Adolf soll höher kommen, und ich will eine Empörung machen, wovon man mir am Ende noch danken soll. Er konnte [92] sich aber noch nicht aus seinem Aerger winden, und mußte zwey Tage auf seinem Zimmer bleiben, ehe er zu seiner vorigen Gleichgültigkeit kommen konnte. Diese wandte er dazu an, den ganzen Plan auszuhecken, dessen Ausführung wir in den folgenden Blättern finden werden.

Der Prinz war indessen ganz von ihm eingenommen. Er hatte sich nicht erkundigt, ob er reich oder arm wäre, hatte auch nichts von den Geschenken erwähnt, die er geben wollte, aber er hatte mit dem Fürsten davon gesprochen, daß er es gerne sähe, wenn er zu Staatsgeschäften angezogen würde, weil er ihn da dereinst gebrauchen wollte, wenn er ihm denselben überlassen könnte. Der Fürst wußte, daß Adolf dort ein weit größeres Glück machen könnte, und gestand es gerne zu, denn er liebte ihn herzlich. Es war der Prinz kaum abgereist, so wurde der junge Mensch von 15

Jahren mit ins Kabinet genommen, und mußte da arbeiten. Er blieb ganz aus der Schule weg, und wohnte bey dem Fürsten.

[...]

[93] Nun hatte Adolf noch ein weiteres Feld vor sich, als erst. Er wußte nicht, daß diese Veränderung mit ihm von dem Prinzen herrührte, und da er es für ein Werk des Fürsten hielt, so wollte er lieber bey diesem sein Glück machen. Er konnte aber nicht erwarten, bis es ihn suchte, sondern er wollte es mit Gewalt zu sich reißen. Es war im Kabinet des Fürsten der Sekretair ein junger feuriger Mann, und er arbeitete nicht [94] allein streng, sondern er hielt auch den jungen Adolf dazu an. Dieser that alles gerne, was man ihm vorlegte, aber er hielt davor, daß dieser Mann ihm zu befehlshaberisch spräche. Er hatte auch einigemal ihm wegen kleiner vorgefallenen Lügen einen Verweis gegeben, die Adolf bloß um zu lügen vorgebracht, weil er ihm nicht die Wahrheit sagen wollte. Er konnte von seiner Hize in solchen Fällen nichts Gutes erwarten, und der Mann mußte also aus dem Wege, wenn er nicht fallen sollte.

[...]

[96] [Adolf] war nun Sekretair, und es giengen die wichtigsten Sachen unter seine Hände. Er hatte unter dieser Zeit seinen andern Plan auch etwas vorwärts gebracht. Er wurde mit der Prinzessin täglich mehr bekannt, und sie nahm ihn fast zu ihrem Vertrauten an, weil seine Ehrerbietung so groß wie seine Dienstgeflissenheit gegen sie war. Sie war ohngeachtet ihrer Jugend wenig mehr Kind. Sie sprach von ihrem künftigen Schicksale mit einer reifen Beurtheilungskraft, und sie brachte Adolphen oft auf ihren Geliebten. Sie machte ihm eine reizende Schilderung von dem Glücke, was sie sich in seiner Verbindung dachte, und sie verwunderte sich, daß Adolf, der sonst ganz Feuer bey jedem getroffenen Gemälde war, ganz kalt bey diesem blieb.

Für Adolphen war es jezt die rechte Zeit, mit seiner Herzensmeynung heraus zu gehen. [97] Er stellte ihr in dem zu-

thätigsten Tone, den er nur annehmen konnte, vor, daß die Liebe bey Prinzen und grossen Herren nicht so herzlich, wie bey andern Menschen wäre, daß Geschäfte und Zerstreuungen das süsseste davon nähmen, und was er sonst sich noch gedacht hatte, sie zu hintergehen, daß sie weiter in ihn dringen möchte. Erst nahm sich die kleine Prinzessin vor, zu schweigen, denn sie verstand wirklich nicht, was er damit sagen wollte, aber ihre Neugierde trieb sie doch an, ihn wieder zu fragen, was denn der Prinz ihm gesagt hätte, das ihm zu solchen Argwohn Anlaß gäbe. Er hat mir vieles davon gesagt, antwortete er. [...]

[98] Er besaß des Prinzen Handschrift, und er fand sie dazu sehr bequem, und wie das Glück immer die Betrüger mehr als die Redlichen sucht, so mußte es auch unter dem Prinzen und der Prinzessin verabredet seyn, vor seiner Zurückkunft keinen Briefwechsel zu führen, und was die Prinzessin jezt thun wollte, sollte heimlich geschehen.

[99] Adolf schrieb also im Namen des Prinzen und mit dessen Hand einen Brief an sich selbst, worin er alles das wiederholte, was er vorher von dem Prinzen erzählt. Er setzte noch hinzu, daß weil er sein bester Freund wäre, er ihm entdecken wollte, daß er ein liebes Frauenzimmer angetroffen, die tausendmal mehr Reize hätte, als die Prinzessin. Diesen Brief schickte er an einen Freund, den er sich gemacht, der ihn auf der Post besorgte.

Den Tag, als dieser Brief ankam, kam er ganz misvergnügt zur Prinzessin. Sie bemerkte die Veränderung, und frug ihn um die Ursache. Er nahm die scheinheiligste Miene an, er bat, sie möchte nicht auf ihn zürnen, er habe niemals aufgehört, ihr und ihrem Vater treu zu seyn, und alle Versprechungen des Prinzen sollten ihn nicht dahin bringen. Er hielt es für seine Pflicht, ihr zu sagen, daß sie hintergangen würde, daß der Prinz darauf ausgieng, sie zu einer unglücklichen Person zu machen. Die Prinzessin erschreck, sie bat ihn, zu eilen. Er zeigte ihr den Brief, sie erkannte die Hand für richtig, las, und war ausser sich. Adolf fuhr fort, für sich

zu bitten. Was haben sie zu fürchten, Adolf, sagte sie, ihnen bin ich Dank [100] schuldig. Fahren sie in ihrem Eifer fort. Helfen sie mir, mich von dem Menschen zu befreien, der meiner spottet.

Adolfs einziger Wunsch in diesem Augenblick war das. Besser konnte es ihm nicht werden, als daß er Vertrauter wurde, wo es ihm nöthig war, alles zu wissen. Den Vorschlag zu schreiben, verwarf er gleich. Das einzige Mittel, von ihm los zu kommen, war durch den Vater; Und da glaubte die Prinzessin, würde es unüberwindliche Schwierigkeiten setzen. Aber Adolf versprach ihr, diese aus dem Wege zu räumen, wenn sie nichts von dem sagen würde, was vorher zwischen ihnen vorgegangen war. Das that sie gern, denn Adolf war ihr nun alles in allen, sie sahe ihn als ihren Retter und als ihre einzige Stütze an.

Adolf machte sich mit dem Briefe zum Fürsten. Ich muß es für ein unendliches Glück schätzen, sagte er, daß ich in dero Dienste gekommen, aber es scheint auch, als wenn immer die Entdeckungen auf mich kommen, die die bittersten sind, und endlich werde ich einmal das Opfer werden – Nun, mein lieber Adolf, was ists wieder? Glaube er mir nur, das begegnet jedem, der rechtschaffen ist, der entdeckt immer alle Bosheiten zuerst, so wie alle Fehler der Unachtsamkeit – Ich wollte, erwiederte Adolf, daß ich dies Geheimniß nie zu entdecken brauchte, aber die Vorwürfe in mir würden zu groß seyn. Ich muß es thun. Lesen sie selbst, mein Fürst. Er gab ihm den Brief, und der Fürst las. Das ist gewiß viel, Adolf, sagte er. Er hat recht. Es ist gefährlich, ein solcher Vertrauter zu seyn. Aber vors erste habe er Dank für seine Entdeckung, und für seine Treue. Ich werde ihn nicht verrathen, aber auch nicht vergessen. Das sey er versichert. Wenn ichs sagen darf, mein Fürst, fiel Adolf ein, ich glaubte, die Grösse des Prinzen – Würde mich dahin bringen, meine Tochter zu opfern? Nein, mein Sohn! Und nach dieser Denkungsart kann er glauben, daß ich ihm viel schuldig zu seyn, überzeugt bin.

Adolf! wie gut, wenn du jezt noch dein Wohl bedacht hättest! Aber der Schritt war zu weit gethan. In dem Taumel, in welchem er war, glaubte er mit seiner ehrlichen Miene, und mit seiner List durchzukommen, aber er sahe nicht, daß ihm Dornen bevorstanden, und Gruben auf beyden Seiten ihn umgaben. Der Fürst redete es mit ihm ab, daß er sich nichts sollte merken lassen, und daß sie erst noch sehen wollten, ob neue Briefe ihn noch deutlicher entlarvten. [...]

[103] Indessen giengen die Briefe immer fort, und Adolf schrieb in einer Zeit von anderthalb Jahren fünf in der Art. Der letzte enthielt insbesondre, daß er sich nun bald der Zeit nahete, daß er sein schönes, vergnügtes Leben aufgeben, und wieder zu dem Zwange zurückkehren [104] mußte, der ihn bald erwartete. Er wünschte nur, daß die ersten Flitterwochen erst vorbey wären, damit er mit mehrerm Anstande wieder sein eigner Herr seyn möchte.

Dies brachte den Fürsten sehr auf, und nun gieng das Schreiben an den Prinzen ab, worin er ihn bat, auf seiner Rückreise mit seinem Besuche ihn zu verschonen, weil die Umstände seines Hauses ihm nicht erlaubten, die im Sinn gehabte Verbindung fortzusetzen. Er wünschte ihm alles Wohl und alle Freude für sein künftiges Leben, und hoffte, er würde eine bessere Gemahlin finden, als diese wäre.

Adolf unterstrich diesen Tag in seinem Kalender als einen Tag der Freude mit rother Dinte. Er hätte ihn sollen schwarz zeichnen, denn es wäre der schwärzeste gewesen, den er in seinem Leben gehabt, wenn die Absicht, die er an demselben gehabt, zu Stande gekommen wäre. Der Himmel wollte aber dem Maasse seiner Bosheiten Einhalt thun, ehe es überflösse; Er konnte es nicht ansehen, daß ein unschuldiges Mädchen so hintergangen würde, und daß ein rechtschaffener Vater einst eine Schwachheit beweinen sollte, die er gegen einen Bösewicht gehabt, und die ihm das ganze Glück seiner Tochter kostete.

[...]

[113] Dem Fürsten war zu Muthe, als wenn ihn der Bliz in

die Erde schlug. Er fiel gleich auf Adolf. Die ganze Geschichte mit des Prinzen Briefen wurde ihm in dem Augenblick verdächtig. Er befahl dem jungen Menschen, auf seine Kosten bis nach entdeckter Sache zu bleiben, und schickte gleich hin, um Adolf in Verhaft nehmen zu lassen. Er versiegelte selbst alle seine Papiere. Er schickte hernach wegen der an Adolphen eingelaufenen Briefe auf die Post, und es war zwar richtig, daß die Briefe von den bestimmten Orten hergekommen, aber keiner mit des Prinzen Siegel versiegelt gewesen. Adolf [114] hatte ihm gesagt, er erwartete ehestens wieder einen Brief vom Prinzen, und er befahl also, alle Briefe an ihn zu schicken.

Er gieng hernach zu seiner Tochter, der er alles erzählte, weil sie schon von Adolfs Gefangennehmung gehört hatte, und darüber erschrocken war. Sie sahe, daß hier die größten Muthmassungen wider ihn giengen, und daß er nicht unschuldig seyn würde. Die Zudringlichkeit, mit welcher er immer Stillschweigen gegen ihren Vater von ihr verlangt, war ihr auch schon lange verdächtig gewesen, und sie erzählte ihm nun, wie er es vom Anfange getrieben, daß er ihr den Prinzen verdächtig gemacht, und der Fürst wunderte sich, daß er nicht selbst lange eingesehen, daß die Sache nicht so ganz richtig, er mußte sich aber gestehen, daß er alles sehr vorsichtig und listig eingefädelt hatte.

Nach wenigen Tagen wurde er ganz von seiner Schuld überzeugt. Es kam ein neuer Brief von der Hand des Prinzen, aber wieder nicht mit dessen Petschaft, und dabey war ein Brief von Adolfs Freunde: Er habe zwar bisher die Aufträge der Bestellung solcher Briefe an ihn selbst besorgt, allein da er befürchtete, es [115] wäre etwas Gefährliches darunter verborgen, so möchte er ihn damit verschonen, und ihm weiter keine zuschicken, weil er sich nicht in eine solche Gefahr sezen wollte.

Den Brief, der vom Prinzen seyn sollte, behielt der Fürst, jenen aber, nachdem er ihn gelesen, und ihn seiner Tochter gezeigt, schickte er Adolphen ins Gefängniß, um sich mit des-

sen Lesung und Bereuung seiner schändlichen Betrügereyen die Zeit zu verkürzen. Erst jezt sahe dieser, der sich alles fest zu leugnen vorgenommen, daß er unwiederbringlich verlohren war, und nun wünschte er sich sehnlich in seine Vaterstadt zurück, wünschte sich die Tage wieder, die er sonst dort verflucht, und hielt seinen damaligen Zustand für ein Paradies gegen den jezigen. Es wurde aus dem Feuer und Muth seiner Seele eine Blödigkeit und ein schüchternes Wesen, das ihm nicht einmal einen Gedanken zu seiner Rettung übrig lies.

[...]

[118] Er ließ Adolfs kommen, und blaß wie der Tod trat er ins Zimmer. Die Prinzessin, der [119] Prinz und der Fürst waren allein zugegen. Adolfs Muth war ganz hin. Das böse Gewissen war in seinen Augen zu lesen, und er traute nicht, sie aufzuschlagen. Die Prinzessin redete ihn zuerst an. Was that ich ihnen, Adolf, sagte sie, daß sie mich hintergehen, und mir das rauben wollten, was mir das Liebste auf der Welt war? Sie hatten mein ganzes Zutrauen. Hätten sie es doch gut angewendet. Wie oft, Adolf, fiel ihr der Prinz in die Rede, wie oft sagte ich ihnen, daß mein einziges Wohl an diesem Engel hienge, daß, wenn ich bey ihr wäre, mir alle Minuten schätzbar wären, so schnell sie auch verflössen? Und sie wollten diese Zufriedenheit stören? Warum das, Adolf, da ich es so gut mit ihnen im Sinne hatte?

Adolf konnte erst nicht antworten. Der innere Aerger über diese traurige Lage hemmte seine Sprache. Endlich sagte er: Drücken sie mich nur ganz zu Boden. Ich dachte, ich wollte mich erheben, und es misglückte mir. Ist das nicht Strafe genug? Warum soll ich ihre Vorwürfe noch hören? Bestrafen sie mich für mein Unglück so hart sie wollen. Der Prinz und die Prinzessin giengen auf einen gegebenen Wink des Fürsten hinaus.

[120] Adolf, sagte dieser, diese Hartnäckigkeit ist übel angebracht. Weiß er die Grösse seines Verbrechens? Er hat das Leben ohne alle Gnade verwirkt. Er ist an vielem Unglück

schuld. [...] Er hat einen seiner Mitschüler um eine Stelle gebracht, die ihm zukam. Er hat sich endlich des Hochverraths schuldig gemacht, indem er die Hand eines Prinzen nachschrieb. Sein Leben steht in meiner Hand. Wenn er mir aber aufrichtig alles gesteht, so soll es ihm geschenkt seyn, und denn soll seine Strafe nur in einem Gefängniß bestehen.

[...]

So freylich, Adolf, muß man ein Opfer werden, wenn man andre Leute zum Opfer sei-[121]nes Stolzes und Eigennuzes machen wollte. Die Falschheit hätte ich in ihm nie gesucht. Lügen ist die Quelle aller Laster, hätte er die erste nicht gethan, oder wäre er so glücklich gewesen, daß ihm die erste mislungen wäre, so hätte er mit seinen Talenten ein rechtschaffener Mann werden können. Dieses Laster bringt alle übrigen zur Reife. Wenn man etwas vor sich sieht, und keinen andern Weg weiß, zu diesem gewünschten Ziele zu kommen, und man sucht nur Lügen und Betrügen hervor, so kömmt man gewiß dazu, aber das Ende ist immer kläglich. Dieses Laster gebiert Menschenhaß, es macht harte Herzen, man nimmt an nichts mehr Antheil, was den Nebenmenschen betrifft, und lebt blos für sich. Wenn ich einen Weg sähe, auf dem er, Adolf, noch nützlich seyn könnte, so wollte ich ihm gern auch die Freyheit schenken. Der Prinz selbst hat für ihn gebeten, und wünschte das. Aber ich weiß, daß dieses Unglück, wie er es nennt, ihn vollends mit allen Menschen entzweyen wird. Wo er auch hinkommt, da wird er seine Ränke hervorsuchen, um sich durch anderer Schaden emporzuschwingen. Die Leichtigkeit, mit welcher er die Unwahrheit zu sagen gewohnt ist, giebt ihm Stoff genug, Böses zu [122] thun, und meine Pflicht ist, dies zu verhindern. Er bringt also seine übrige Lebenszeit auf der Festung zu. [...]